

Laudatio auf Arnold Stadler zur Verleihung des Bodensee-Literaturpreises der Stadt Überlingen am 9. November 2014

Ein Prolog – aus einem SÜDKURIER-Leserbrief vom 7. Oktober 1999 zur Sprachkunst von Arnold Stadler:

„Die Reisebeschreibung eines Ausflugs im Kindesalter liest sich wie ein Aufsatz eines Zweitklässlers nach einem Schulausflug, nicht ohne Anreicherung obszöner Einlassungen und der mindestens 10-maligen Wortverwendung ‚Wurstsalat‘. (...) Sieht so unsere literarische Zukunft aus?“

*Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin Becker,
meine Damen und Herren,
lieber Arnold Stadler!*

Bücher, forderte der deutsche Schriftsteller Uwe Johnson sinngemäß, Bücher sollten so langsam gelesen werden, wie sie geschrieben werden...

Das Gegenteil dessen passiert, wie ein Blick in die Feuilletons der Zeitungen belegt, die uns mit wohlmeinenden Fast-Food-Rubriken beliefern. Nicht ausschließlich, zugegeben. Die von Johnson eingeklagte Mühe lässt der von uns gelebte und geliebte „Rasende Stillstand“ (Paul Virilio) kaum noch zu. Sollten wir also froh darüber sein, dass Bücher und Leser in der „Fit-For-Fun-Gesellschaft“ (Arnold Stadler) überhaupt noch vorkommen?

Die wachsende Zahl der bekennenden Nicht-Leser (bei gleichzeitig steigendem Umsatz des zunehmend digitalisierten Buchmarkts – ein Phänomen!) zwingt zu Bescheidenheit. Die Scham, dem Kulturwerte-Kanon nicht gerecht zu werden, ist in dem Maße vorüber, wie dieser diffus geworden ist. Das ist die zweite Moderne-Realität. Müssen wir deshalb Trauer tragen?

Es ist schwer, sich über einen dahin siechenden Gegenstand zu erregen, notierte schon vor einem Vierteljahrhundert etwas ketzerisch Hans Magnus Enzensberger. Die Menschen seien zwar des Lesens mächtig, „läsen aber nur Mist“. Das sekundäre Analphabetentum als Massenphänomen: Macht nichts, so

kann man wenigstens sicher sein, dass die wenigen Menschen, die sich der Literatur zuwenden, wahre Eingeweihte sind!

Was wohl der Leserbriefschreiber liest, der sich über das hierzulande geläufige Wort „Wurstsalat“ in Arnold Stadlers Romanwelt empört? Er stammt aus Mühlingen, der Leser, keine halbe Autostunde von Stadlers Welt entfernt!

„Lob des Analphabetentums“ titelt Enzensberger seinen Aufsatz. Über den Zynismus, der hier mitschreibt, sollte ein Fakt nicht übersehen werden: Der unaufgeregte Herr Enzensberger dokumentiert – fast nebenbei – auch das Ende dogmatischer Ästhetiken, die einst, um bei der Literatur zu bleiben, einem Menschen von Geist bei Höllenstrafe untersagten, statt Hermann Kinder, Bodensee-Literaturpreisträger 1981, auch mal Johannes Mario Simmel zu lesen...

Im Ernst: Solcherart kritisches Nachdenken über ästhetische Theorien führt zu neuen Freiheiten, auch im Hinblick auf die Vielheit künstlerischer Möglichkeiten. Hier denkt der aktuelle Literaturpreisträger, Arnold Stadler, ganz ähnlich. Ästhetische Dogmen hat er keine. Und er vertritt auch keine. Wenigstens sind mir keine bekannt.

Johnsons großes Wort von den Büchern, die so langsam gelesen werden sollten, wie sie geschrieben werden, ist ein Zitat-Zitat. Ich habe es einem Essay des erwähnten Kinder entnommen. Es schien mir als Einstieg in diese Laudatio auch deshalb geeignet, weil es das Paradoxon, in einer halben Stunde über ein Schriftsteller-Dasein von drei Jahrzehnten zu sprechen, am besten beschreibt. Das Diktat des Protokolls erlaubt nur Kurzprosa, auch wenn es hier um nichts Geringeres als um ein „Gesamtwerk“ geht... Der Romancier Stadler, den ich im Namen der Jury würdigen darf, wird es mir verzeihen...

Blicken wir vorwärts zurück:

„Das ist ein Ton. Aufrufend, anrufend“. – Hymnisch setzt das Portrait ein, das Martin Walser, Bodensee-Literaturpreisträger des Jahres 1967, dem bis dahin unbekanntem „Dörfler“ Arnold Stadler widmet; hymnisch endet das 1994 im „Spiegel“ veröffentlichte Plädoyer, wenn Walser über die schönste Wirkung der Prosatriologie Stadlers *Ich war einmal* (1989), *Feuerland* (1992) und *Mein Hund, meine Sau, mein Leben* (1994) in Anspielung auf einen Satz von Marcel

Proust notiert: „... dass wir beim Lesen empfinden, wir läsen gar nicht mehr in einem anderen Leben, sondern im eigenen“.

Diese erste prominente Empfehlung – der 1999 eine zweite Huldigung Walsers folgen sollte – machte Stadler einer breiten Leserschaft bekannt. Zudem setzte sie ein erstes Zeichen in der Rezeption seines Werks: „Stadler, so heißt es, schreibe ‚Heimatromane‘ oder ‚Provinzromane‘ und betreibe ‚Heimatkunde‘“ (Agnes Hüfner). – Stadler lernte Martin Walser übrigens in Überlingen kennen, nach einer Lesung des Patrons im hiesigen Museum. Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld führte damals in die Lesung ein.

Vor der Prosatrilogie, die 2009 unter dem Titel *Einmal auf der Welt und dann so* überarbeitet erschien, hatte Stadler einen Lyrikband veröffentlicht. In *Kein Herz und keine Seele. Man muss es singen können* (1986) thematisiert er, rein ich-bezogen, „Momente der Einsamkeit, der Vergänglichkeit“ und des „schwermütigen Zweifels an den Möglichkeiten überkommener Ästhetik“, wie es der Stadler-Kenner Anton Philipp Knittel formuliert.

Der Gedichtband wurde in der literarischen Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Ähnlich erging es den unter dem Titel *Gedichte aufs Land* (1995) erschienenen und mit Lithographien von Hildegard Pütz illustrierten Epigrammen des Autors. Stadlers Ruf gründet früh auf seinem Romanwerk. Dafür erhielt er auch den wichtigsten Literaturpreis, der hierzulande vergeben wird, den Büchner-Preis der Akademie für Sprache und Dichtung, deren Mitglied er ist.

Noch zu entdecken ist allerdings der Essayist Stadler. Ich erinnere nur an seine Vergegenwärtigungen zu Johann Peter Hebel (*Die Vergänglichkeit*, 1997), Eduard Mörike (*Käme er heute und lebte*. In: *Idylle vom Bodensee oder Fischer Martin*, 2004), Adalbert Stifter (*Mein Stifter*, 2005) und den „Weltmaler“ Jakob Bräckle aus dem 115-Seelen-Dorf Winterreute bei Biberach (*Auf dem Weg nach Winterreute. Ein Ausflug in die Welt des Malers Jakob Bräckle*, 2012). Ich komme auf den Essayisten Stadler noch einmal zu sprechen.

Bereits Golo Mann – Bodensee-Literaturpreisträger des Jahres 1987 – legte für den Romanerstling *Ich war einmal* Walsers spätere Lesart nahe: „Ein Heimatroman, aber kein sehr freundlicher; zwischen Realismus und Satire. Unendlich komisch, aber wahrscheinlich“. Das mit dem Jürgen-Ponto-Preis

ausgezeichnete Prosawerk erzählt wieder in der – vom Autor stets favorisierten – Ich-Form von einer schwierigen Kindheit und Jugend im hintersten Winkel Oberschwabens, in dem Stadler aufgewachsen ist. Rast heißt der Ort. Es ist die Gegend um das Städtchen Meßkirch, bekannt als „badisch-schwäbisches Sibirien“, „Fleckviehgau“ oder als „Geniewinkel“, wie es lakonisch im Roman heißt, aber es ist auch die Heimat von Martin Heidegger, „den jeder verehrt, aber keiner liest“, wie es weiter heißt.

Der Philosoph ist, neben dem Kreenheinstettener Bußprediger Abraham a Sancta Clara, ein immer wiederkehrendes „Gespenst“ in Stadlers Schriften. Auffallend die Parallelen im Leben der Meßkircher Schriftgelehrten Stadler und Heidegger: beide wurden katholisch erzogen, beide wandten sich der Theologie zu, beide wollten Priester werden und – beide verweigerten am Ende das Amt.

Stadler studierte katholische Theologie in München, Rom und in Freiburg/Breisgau, anschließend Germanistik in Bonn und Köln. 1986 promovierte er mit der Dissertation *Das Buch der Psalmen und die deutschsprachige Lyrik des 20. Jahrhunderts*. Aus der Beschäftigung mit diesem Thema resultieren Stadlers Übersetzungen der Psalmen aus dem Hebräischen („*Warum toben die Heiden und andere Psalmen*“, 1995; „*Die Menschen lügen. Alle und andere Psalmen*“, 1999). – Dass er Papst werden wollte, das war ein schöner Versprecher, allerdings pointiert gesetzt.

Die autobiografische Grundierung des „Leporelloalbums voll von sich selbst dementierenden Idyllen“ (Gerd-Klaus Kaltenbrunner) *Ich war einmal* verstellte manchem Leser aus „Heideggers enger Welt“ (Michael Braun) den Blick für den fiktionalen Gehalt des Textes und führte zur Identifikation des Verfassers mit dem erzählenden Ich. Stadlers bekenntnishaft Dichtung, die Menschen und Orte beim richtigen Namen nennt, wurde als Schlüsselroman gelesen, obwohl doch schon der Titel an die „Unverbindlichkeit und Gültigkeit eines Märchens“ (Johannes Jentschgo) gemahnt. In Meßkirch, seiner Geburtsstadt, bedeutete das nicht nur Ehre für den Autor. Und an dieser Stelle darf ich – pars pro toto – an den Mühlinger Leserbriefschreiber erinnern...

Der „dokumentarischen“ Lesart waren auch die Folgetitel ausgesetzt: *Feuerland* – das Reisebuch zu patagonischen Verwandten, wobei der Erzähler dort nur auf die Verlängerung seiner traurigen Heimatgeschichte trifft – und der Roman *Mein Hund, meine Sau, mein Leben*. Der dritte pikarische Teil dieser

„Theologie der Schrulligkeit“ führt erneut in die Kindheit auf dem Lande, aber auch nach Rom. Aus dem „Theater“ Vatikan vertrieben, fristet der ehemalige Priesterseminarist als Grabredner sein Dasein und muss schließlich erleben, wie der elterliche Hof versteigert wird. –

Aber das ist Fiktion, meine Damen und Herren. Der Raster Hof befindet sich immer noch im Besitz der Familie Stadler... – Ich begrüße an dieser Stelle ausdrücklich die Eltern des Preisträgers und seine Schwestern.

Der problematischen biografistischen Rezeption des Romanwerks – denn obwohl Stadler andauernd „Ich“ sagt, spricht doch stets nur sein Stellvertreter-Ich – gab auch Walsers grandioser Essay Futter. „Schmerz und Erinnerung“, destilliert er aus dem Heidegger-Wort „Der Schmerz als Grundriss des Seins“, das der fünfzehnjährige Schüler des Gymnasiums am Schlossberg in *Ich war einmal* nach einem Vortrag des Philosophen mitschreibt, „sind die Dirigenten, die die Auferstehung der Kindheit in Prosa besorgen“. Stadlers Erzählen (und Schreiben) deutet Walser als existenziellen Drang zur „Selbststrettung“.

Arnold Stadlers „Soziogramm eines real existierenden Mikrokosmos“ (Dietmar Grieser), zugleich ein „kritisches Gegenstück zu Heideggers Apologie der Provinz“ (M. Braun), wurde auch in der Literaturkritik als individuelle „Abrechnung“ aus früher Verletztheit gelesen. Eine Rezeption, die inzwischen genauso als „historisch“ gilt, wie der zweifelhafte Versuch als unseriös, dem zum Akademiker ausgewachsenen Bauernsohn die „Distanz des Intellektuellen“ (A. Ph. Knittel) vorzuhalten. Solche Rezeption verkennt seine Autorenschaft.

Stadlers „negative“ Poetik gründet nicht in tumben Rachegeleüsten, sondern im Unglück: „Unglück ist ihr Nährboden“. Peter Hamm hat die Stadler-Rezeption um diese Lesart erweitert. Unglück, verstanden im Sinne von Samuel Beckett, der einmal geäußert hat, „nichts sei komischer als (eben) das Unglück“.

Auch Stadlers Helden kennen den Boden, der sie nährt. „Das Unglück ist das Kapital aller, die schreiben“, sprudelt es Franz Marinelli aus dem Mund, dem ins vermeintliche Inselparadies Kuba ausweichenden und dort verendenden Wiener Schriftsteller, an dem Stadler die alte Metamorphose von „Stirb und werde“ im Roman *Eines Tages, vielleicht auch nachts* (2003) exemplifiziert.

Heimatlob dieser Provenienz schließt romantisierende Vedutenmalerei aus. Die Kombination aus Unglück *und* Übermut ergibt eine Projektion, die sämtliche Romane und Erzählungen Stadlers charakterisiert: „Arnolds Stadlers Bücher sind zum Lachen. Aber das Lachen, das sie auslösen, enthält stets schon sein eigenes Dementi“ (Peter Hamm).

Dabei rückt er dem Verzweiflungsvirtuosen Thomas Bernhard nahe, an dessen Endzeit-Rhetorik Stadler phasenweise Gefallen zeigt, aber auch am Repetitiven, am Wiederholungszwang und am Selbstzitat, weniger allerdings an dem ins Oratorienhafte hochgeschraubten Stil des Österreicher und dessen Zynismus.

Wahr ist: Stadlers parodistischer Erzählstil spaltet gelegentlich die Meinung der Kritik. Von „Undiszipliniertheit“ (Martin Ebel) bis hin zum „Prinzip Montage“ (Karl-Markus Gauß) ist da die Rede. Denn: Stadler erzählt nicht linear, an keiner Stelle seiner Prosa, auch nicht in seinen Essays – eine Handvoll ist 2000 unter dem Büchner’schen Titel *Erbarmen mit dem Seziermesser* erschienen.

Stadler flankiert seine Texte mit einem „para-erzählerischen Apparat“ (Bruno Steiger), bestehend aus Episoden, Rückblenden, Anekdoten, Kalauern, komisch pathetischen Aufrufen oder kritischen Kommentaren. Damit hievt er seine Kurz- und Hauptsatz-Prosa nicht nur aus dem „Betroffenheitsrahmen“ heraus, sondern knüpft – auf seine Weise – an Prämissen des „Modernen Romans“.

Der gelegentliche Versuch, Stadlers Bücher unter Kolportageverdacht zu stellen, zielt ins Leere. Auch der Eindruck einer „seltsamen Zerfransung des Themas“, wie Pia Reinacher, die Herausgeberin des Stadler-Bändchens „Als wäre er ein anderer gewesen“ (2009) notierte, ist keine ungewöhnliche Reaktion auf Romane wie *Eines Tages, vielleicht auch nachts* und dem davor erschienenen *Sehnsucht – Versuch über das erste Mal* (2002). Das ist Teil des schelmischen Bauplans und kann als „provokatorische Leserirritation“ verstanden werden.

Der Skeptiker Stadler reagiert auf das Reizwort „Heimat“ nicht nur mit Übermut, auch Trotz ist im Spiel. Diese Haltung gehört zum „Stadler-Ton“ (M. Walser). Die Heimat ist auch in den Passionsgeschichten *Der Tod und ich, wir zwei* (1996), dem Lebensroman zweier Schießbudenfiguren, und in *Ein hinreissender Schrotthändler*“ (1999), immer noch schwarz. Und „auch im Sommer, wenn es blühte“, heißt es in *Meine Hund, meine Sau, mein Leben*.

Dieser Roman, an dem sich der Mühlinger Leserbriefschreiber reibt, enthält nicht nur ein „Lob des Wurstsalats“ und Anzüglichkeiten um die verschlagene Schwackenreuter „Schwanz“-Dynastie, er ist eine „Grundschule der Verluste“ (A.Ph. Knittel). Kurz nacheinander werden Hund und Katze des Erzählers von einem Auto überfahren, das geliebte Ferkel Frederic dem Kind als Wurstsuppe vorgesetzt: „Damals muß ich den Verstand verloren haben“, heißt es im Roman, „denn unmittelbar darauf begann ich zu dichten...“.

Hier greift einer zur Feder, weil er nicht mit der Welt einverstanden ist, die er vorfindet. Das ist edel und gut.

Das Interesse des Erzählers Stadler, gilt immer wieder dem Meßkircher Menschenstamm, der auch in Übersee Wurzeln schlägt; es gilt der „Hinterwelt“ der Landbewohner, die im Schatten des Heubergs oder des Hotzenwaldes leben; dem anderen „Kuhdorf“ Schwackenreute ebenso wie dem „Friedhofshügel am Ende der Welt“ in Patagonien. Stadlers Protagonisten leiden am „falligen Weh“, an Inzucht, Fettsucht, Katholizismus und Melancholie. Ihre wörterlose Sprache besteht aus Pausen und Unaussprechlichem, aus Schmerzlauten – oder aber aus Schreien.

Dem Jungen wird die Muttersprache zur ersten Fremdsprache. Zitat: „So gab und gibt es kein Wort für Liebe. Wir mußten uns mit diesem Fremdwort behelfen. Kein Wort für Liebe in meiner Sprache, nur Hilfwörter gab es, die in die Irre führten. Wenn wir etwas sagen wollten, flüchteten wir uns in eine unserer Fremdsprachen und sagten: Liebe oder Glaube oder auch nur Hoffnung“.

Kein schöner Land, kein Ort nirgends also. Selbst die Großmutter sagte immer, „soweit sie zurückdenken könne, es sei fast nichts Schönes dabei gewesen“. Der Most hilft vergessen oder aber – ein Spiegel der Neuzeit, mittlerweile auch im Dorf – die Therapie beim Analytiker.

Stadlers Unerbittlichkeitsstil, „die Härte, mit der er sagt, wie fürchterlich alles ist“ (Andrea Köhler), schließt den Erzähler selbst mit ein. Das ist eine Frage der Glaubwürdigkeit. Seine stellvertretenden Ichs zeigen urkomische und zugleich todtraurige Züge und Talente. Es sind „Witzfiguren“, „Wachstumszwerge“, „Bettnässer“, „Stotterer“, „Taugenichtse“, „Sehnsuchtsexistenzialisten“ und

„Glücksucher“, die „die Welt unter einem Don-Quijote-Blickwinkel und öfter noch unter einem Sancho-Pansa-Blickwinkel wahrnehmen“ (P. Hamm).

Stadler stellt sie bis zur Schamröte bloß, „nur Martin Walser kennt in dieser Hinsicht eine ähnliche Unerbittlichkeit“ (Roman Bucheli). Und wie dieser, vertraut auch er auf das Dialektikprogramm von der Überlegenheit des Unterlegenen.

Aber der „Selbstbeziehungsvirtuose“ (M. Walser) Stadler zeigt auch Mitleid, wenn er das Panoptikum seiner Figuren ausbreitet. Das oft zitierte Wort von der „nachgetragenen Liebe“ (Karl-Markus Gauß) beschreibt diese Haltung immer noch am treffendsten. Denn neben den „vielschichtigen Erinnerungen, dem konsekutiven Schmerz der Kindheit“ (A. Ph. Knittel), steht die Trauer über das Verschwinden der dörflichen Welt. Seine Spottlust paart sich dabei immer auch mit Trauer. Anders gesagt: Keine Erinnerung ohne Schmerz.

Kaum anders als „tiefsitzende Liebe zu dieser Heimat“ (Hans Bender) lässt sich die Sehnsucht des pensionierten Geschichtslehrers im Romanwerk *Ein hinreissender Schrotthändler* nach einer „oberschwäbischen Seele“ deuten. Auf der Autobahn zwischen Köln und Offenburg befällt diesen Heimatlosen aus Kreenheinstetten das doppelte Hungergefühl nach einer „Heimwehseele“ – „also jener oberschwäbischen Köstlichkeit in der Form eines erigierten Geschlechtsteils, das hier alle so gerne aßen“. Das Heimweh hört nie auf bei den Armseligen, die ihre Heimat in Richtung Damüls in dem Roman *Ein hinreissender Schrotthändler*, nach Lissabon in *Volubilis oder Meine Reisen ans Ende der Welt* (1999) oder in Richtung Havanna verlassen, so in *Eines Tages, vielleicht auch nachts*.

Die sentimentale Klage über den Heimatverlust hat (literarische) Tradition. Sie ist früh am Bodensee nachweisbar. Dem hiesigen Malerdichter Bruno Eppe, Bodenseeliteraturpreisträger von 1991, verdanke ich den Hinweis auf Walafried Strabos Gedicht „Metrum Saphicum“. In strengen Gewand der lateinischen Sprache lässt der in die kalte Röhn verbannte Reichenauer Dichterstudent seinen Gefühlen und der Sehnsucht nach den sonnigen Gestaden seiner „Augia felix“ freien Lauf: „Schwester Muse, hilf mir Klagen, / Melde, wie vom Heimatlande / Ich geschieden, trüb und traurig, / Tief gebeugt von bitterer Armut“ usw. –

Hier wurde vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte menschlicher Empfindung diesem Gefühl namens „Heimweh“ lyrischer Ausdruck verliehen.

Doch zurück zum Preisträger: Die durch den Zusammenprall der Vormoderne mit der Moderne ausgelöschte Heimat heraufzubeschwören, das ist die eine Hälfte seines andauernden Heimatprojekts. Die andere Hälfte beschreitet den Weg von der Anklage der glücksresistenten Provinz zur Klage um ihre Zerstörung – eine historische Bruchstelle ist, die durch den Autor selber geht.

„Heimat wird immer weniger“, heißt es in *Ein hinreissender Schrotthändler*. Die Globalisierung hat das „Hinterland des Schmerzes“ erreicht. Der Erzähler sieht darin den paradoxen Nachweis, dass „es etwas gab, was bleibt, auch wenn dasselbe verloren war: die Heimat“. Die örtliche „Raiffeisenbank“ hilft modernisieren – und stürzt den Mostonkel in Schulden. „Es gab neue Häuser, die keine Geschichte haben“. Eine Welt verschwindet, das „Trotzdemschöne“, wie es Walser wortverspielt sagt.

Gegen diesen Prozess des Verschwindens und Vergessens – aber auch der metaphysischen Verlorenheit – schreibt Stadler an, „fromm und ungläubig, erlösungsbereit und erzverloren“ (Andrea Köhler). Als Vergegenwärtiger von dem „was war“. Wir lesen kein Heimatlob, aber auch keine Denunziation, keinen Verrat.

Stadler hat sich mit seiner „Education sentimentale“ (Lothar Müller), die Glück und Unglück, Liebe und Hass, Leben und Tod umfasst, in der sich ein „regionales Weltgefühl“ (Wulf Kirsten) artikuliert, in kurzer Zeit in die deutschsprachige Literatur der Gegenwart geschrieben. Und dem Hinterland – auch wenn es das nicht glauben will – ein Denkmal gesetzt. Dennoch geriet Stadler, der sich auch als Herausgeber (*Tohuwabohu. Heiliges und Profanes. Gelesen und wiedergelesen von Arnold Stadler nach dem 11. September 2001, 2002*) einen Namen gemacht hat, immer wieder in die Kritik.

Auch wenn es ihn und seine Helden zunehmend aus der „Stadler-Provinz im Heideggerland“ (Eberhard Falcke) hinaustreibt – in den schwarzen Kontinent in *Ausflug nach Afrika*, 1997; an die Nordseeküste in „*Sehnsucht*“ oder in die traurigen Tropen in *Eines Tages, vielleicht auch nachts*) –, so fällt seinen professionellen Lesern auf, dass es für ihn immer schwerer wird, „aus dem eigenen Erfahrungsstoff immer neue Urszenen und immer neue, von Witz,

Paradoxie und schwarzem Humor getränkte Bilder des chronischen Lebensunglücks zu formen“.

Stadler halte, so der Vorwurf, zu starr am „Grundriss seiner Figuren, an Thematik und Motivik seiner Geschichten, und auch an seiner Erzählweise“ (M. Braun) fest. In der Wiederholung und Variierung des Repertoires an Stoffen, Themen und Motiven sehen Kritiker die Gefahr, dass er „zum Zitator seines eigenen Werks“ (Stefan Tolksdorf) wird oder die „Trivialversion seiner eigenen Bücher“ (Ekkehard Falcke) schreibt. – Ja und? Möchte ich antworten!

Die Feststellung von Martin Krumbholz, dass Stadler (in: *Eines Tages, vielleicht auch nachts*) „nichts Neues“ erzählt, ist genauso richtig, wie die andere, dass man einen „Stadler-Roman nicht wegen des Plots liest“. Das formulierte auch Stadlers Nußdorfer Mentor Walser in seiner „Bewunderungserklärung“, die er für meine Zeitung zum 60. Geburtstag Stadlers schrieb. Zitat:

„Bei Arnold Stadler geschieht etwas, nämlich das, was immer geschieht. Und trotzdem ist, was er geschehen lässt, einmalig. Aber eben immer einmalig. Einmalig im Unaufhörlichen. Das ist der Zauber. Das ist Poesie. Das ist Existenz. Und das heißt: statt einer Story, Geschichte. Geschichte als das, was aus immerwährenden Einmaligkeiten entsteht“.

Damit beschreiben Krumbholz/Walser einen Teil von Stadlers Programm. „Wer versucht, einen Plot zu finden, wird erschossen“ – der bekannte Satz von Mark Twain steht auch als Kapitelmotto in Stadlers „Apologia pro vita sua“ *Sehnsucht*. Das Motto gilt für sein ganzes bisheriges Werk.

Stadlers Prosa wird nicht wegen der allerletzten Zotten über „Schröder-Deutschland“ – wie in: *Ein hinreissender Schrotthändler* – oder andere mehr oder weniger zufälligen Tagesgeschäfte gelesen, sondern wegen der Sprache und der sich daraus entwickelnden Sätze, die seine Bücher enthalten: „Öfter bildet sich eine ganze Existenzdimension in einem einzigen Satz ab“, notiert dazu Walser. So ist es.

Richtig ist aber auch die Feststellung – und das ist der andere Baustein seines Schreibprogramms –, dass Stadler dabei ist, wie Robert Walser oder Thomas Bernhard, „an einem vielfach zerschnittenen Ich-Buch fortzuschreiben. Und

man versteht, dass jedes auch noch so winzige Detail (...) Teil eines Bauplans ist, der ein großes Thema umfasst“ (P. Reinacher).

„Ich dachte, ich wäre fertig. War es aber nicht. Und so folgten weitere Bücher, die aber alle mit dem einen ersten zusammenhängen, so daß es mir vorkommt, als schriebe ich an einem einzigen Buch“, notiert Stadler in einem Essay (in: *Meine zwei ersten Bücher*, hrsgg. von Renatus Deckert, 2007). An einem einzigen Meisterwerk, möchte ich hinzufügen...

Zu diesem „Block“ gehören die „Geschichten aus dem Zweistromland“ *New York machen wir das nächste Mal* (2011) und das Stifter-Porträt eines *Selbstmörders in spe und fünf Photographien*, wie es im Untertitel heißt. Das Buch ist eine einzige Liebeserklärung an den österreichischen Erzähler, dessen *Nachsommer* der Schüler Stadler las und der Licht in sein Leben brachte, allerdings „dunkles Licht“, wie er am Ende des Romans *Mein Hund, meine Sau, mein Leben* schreibt. In dieser persönlichen Biografie nähert sich Stadler „seinem Dichter“ als Leser, als Besucher von Stifters Orten und als Moderator einer vor allem von Schriftstellern geführten Debatte um Stifters Werk.

So gerät dieses Porträt am Ende zu einer Hommage an Stifter, dessen „sanftes Gesetz“ Stadler kennt, denn auch er versteht das Kleine groß und das Große klein zu machen. Das vielbeachtete Porträt besitzt in Stadlers Oeuvre darüber hinaus eine Bedeutung, folgt man Anton Phillip Knittel – der mit seiner Frau auch unter uns weilt. Mit Stifter, einem „Selbstmörder als Lebenshilfe“ und seiner „Nachsommerwelt als Trost“ findet Stadlers Erinnerungsarbeit, die oft zitierte „zweite Gegenwart“ ihr vorläufiges Ende.

Aber das Lebensbuch, an dem Stadler schreibt, ist damit nicht abgeschlossen. Und auch nicht die „Vermessung der Heimatlosigkeit“ (A.Ph. Knittel), die ja an Menschen gebunden ist und nicht an den zufälligen Ort der Geburt.

Davon abgesehen gilt der Satz, mit dem der Marie-Luise-Kaschnitz-Preisträger Stadler nicht nur das Werk der verehrten Dichterin beschreibt, sondern auch – in Anspielung an den Frühromantiker Novalis – sein eigenes: „Im Grunde ist alles nach Hause geschrieben“ (*Dankrede*, 1998). Bei Novalis heißt es: „Wo gehen wir denn hin? Immer nach Hause“.

Stadlers Bücher, meine Damen und Herren, sind eine Liebesgabe. Sie gehören gelesen, gerade auch ihrer Gefühlsgenauigkeit wegen. Wenn nicht so lange, wie sie geschrieben worden sind, dann vielleicht doch zweimal, dreimal...

Aber weiter, nach Italien, auch nach Goethe ein Sehnsuchtsland der Deutschen. Nach Italien führen Stadlers Romane *Komm gehen wir* und *Salvatore*, 2007 bzw. 2008 erschienen. Das Stiefelland als Schauplatz der Geschichte, die keine sein will, ist die einzige Gemeinsamkeit der beiden Bücher. Formal führen sie die experimentelle Entwicklung von Stadlers Erzählstil fort. Wobei hier auch die genaue Beobachtung von Walser zutrifft: „Dieser Autor hält sich nicht an Regeln, und seien es selbst gemachte“.

In *Komm gehen wir* erzählt Stadler eine Dreiecksgeschichte, die ihren Anfang auf der Insel Capri nimmt. Im Laufe einer Reise, die das Trio antritt und die es – einmal mehr – nach Rom führt, später auch nach Meßkirch, missrät eine einst geordnete Liebesbeziehung zu einer Leidensgeschichte, womit dieses moderne Stationendrama zu einem „wundervoll komisch-elegischen Liebesroman“ (Tilman Krause) auswächst.

Die Figur Roland, das Alter ego Stadlers, wird schließlich Schriftsteller und er beschreibt diese Liebelei – Stadler gemäß – als „Chronist des Unglücks, das als Glück gedacht war“. Was demnach Liebe ist? „Das Warten auf Liebe“. Es ist das Warten auf Erlösung.

Auch in *Salvatore* zeigt der Erzähler Stadler keine Furcht vor dem Scheitern, vor Redundanzen, Zoten und Wiederholungen. Vielmehr erhebt er all das zu einem Stilmittel, um einen „provokativen Kontrapunkt“ zu setzen zu einer allzu glatten, funktionierenden Literatur.

Schon der Romantitel – Stadlers Buchtitel allein wären einen Vortrag wert – ist ein Fingerzeig: „Salvatore“ heißt auf Deutsch Erlöser. Die Idee vom Leben in Gottes Hand, die Suche nach Heilsgewissheit, eine heftige Sehnsucht nach Zugehörigkeit – diese Motiven finden sich bereits in früheren Romanen. Stadlers *Salvatore*, ein Mann in der Lebensmitte, Sohn eines kalabresischen Pizzabäckers, der in Ostfriesland – wo sonst? – gestrandet ist, hatte es in verschiedenen Jobs versucht, vergeblich.

Am Ende tingelt der Bankrotteur als Vortragsreisender durch die Provinz und erfährt beim Wiedersehen von Pier Paolo Pasolinis mit Kompositionen von Johann Sebastian Bach unterlegte Verfilmung des Matthäus-Evangeliums (von 1964) so etwas wie eine Erleuchtung. Zitat: „Er sah und glaubte...“.

Stadler erzählt in der Folge den berühmten Film nach, angereichert durch heftige Invektiven gegen die heutigen verkopften Theologen. Das ergibt eine interessante Polemik. Seine Wort- und Satzsalven wollen anecken – und spätestens hier beginnt der Text die Gattung Roman zu verlassen. Das geschieht mit einem Exkurs über Caravaggio... Ich will damit sagen: Das Experiment Stadler geht weiter...

Der römische Maler des Frühbarock, Mörder und Mythos Caravaggio ist mir an dieser Stelle ein willkommenes Stichwort, um ein paar Worte über den – meiner Meinung nach – unterschätzten Essayisten und – vor allem – über den Kunst-Essayisten Stadler los zu werden.

Ich habe sie nicht gezählt, es mögen zwanzig oder gar dreißig Essays sein, die Stadler den letzten 25 Jahren verfasst hat. Davon sind einige in dem Band *Erbarmen mit dem Seziermesser* enthalten. Der Rest: verstreut. Es wird Zeit, die Aufsätze für alle Stadlerianer zugänglicher zu machen und sie in einen zweiten Band zu packen. Stadlers Essays, die, wie im Fall Bräckles zu eigenständigen Büchern heranwachsen können (*Auf dem Weg nach Winterreute. Ein Ausflug in die Welt von Jakob Bräckle*, 2012), erweitern den Blick – auf den Autor und auf seine Welt.

Um bei der Kunst zu bleiben: Stadler betrachtet Bilder „mit der Narrenfreiheit des Dichters“ (*Maler, Mörder, Mythos*. 2006). Das heißt auch, dass da ein Laie spricht – und Trozdemkundiger –, „dessen einziges Equipment die Sprache ist, die ihm vielleicht dabei hilft, Wörter zu finden, sodass er das, was seine Augen, diese Fenster zur Welt hin, sehen, in einem unendlichen Abstand zum Geschehen festhält, nicht gegen und nicht für das Bild und auch nicht für oder gegen die anderen, die ihre eigenen Augen im Kopf haben als ihr einziges Equipment, wenn es um das Sehen geht“.

Das notierte Stadler für seinen Katalog-Beitrag über zwei Bilder des amerikanischen Pop-Art-Künstlers Andy Warhol anlässlich der Überlinger Ausstellung im Jahre 2006. Die Botschaft dieser Sätze hat grundsätzlichen

Charakter: Das Sehen ist frei, die Gedanken sowieso. – Stadler bemüht für seine Zwecke beide Kampfzonen kongenial.

Der Atem des Essayisten Stadler, der auch Kunst sammelt, reicht weit, von den Anfängen der byzantinischen und karolingischen Buchmalerei bis hin – wie gehört – zu den Kopiermaschinen der Popindustrie.

Aber nicht nur die Caravaggios und Warhols dieser Welt hat er im Blick. Stadlers Augen registrieren auch Künstler von regionaler Bedeutung. Er behandelt sie alle gleich, die großen und die kleinen Vergegenwärtiger. So steht Bräckle auf dem gleichen Sockel wie der universelle Kubist George Braque oder der abstrakte Expressionist Mark Tobey. Nicht nur in den Romanen, auch in seinen Essays gehen Stall- und Weltsprache geglückte eine Liaison ein. Stadlers Kunstaufsätze sind Brüder und Schwestern seiner Dichtung. Was aber Kunst ist – da bleibt er im Ungefähren. Und wir folgen ihm trotzdem gern.

Kunst ist vielleicht auch Heimat. Oder besser: Beruhigtes Heimweh. Wenn Stadler, der noch ein Zimmer in Rast hat, Bräckle feiert, dann preist er auch die oberschwäbische Heimat – wie Bräckle sie sah, wie er den Himmel malte, fast gottgleich schuf: „Der oberschwäbische Himmel gehört zu den ganz wenigen großen Begegnungen in meinem Leben – und Jakob Bräckle auch“, schreibt er (*Tausend Jahre*, 2006). Und weiter: „Als hätte er den Himmel gerettet und aufgehoben für mich. Ein Bild von Bräckle ist vieles, auch wie eine Begegnung mit etwas für dieses Leben verloren Geglaußtem. Und mehr: wie es hätte sein können, ja wie es war, ohne dass wir es sahen...“ – Gibt es jemanden, der noch schöner schwärmen kann?

Jakob Bräckle, der seiner Heimat nur mit kurzer Unterbrechung des Akademiebesuchs in Stuttgart bis zum Ende treu geblieben ist, und der immerzu nur Wiesen und Äcker und Wälder, Häuser und Dörfer malte – aber wie! –, dieser Bräckle malte, was Stadler schreiben wollte. Zitat: „Er sah, was ich nicht mehr schreiben kann. Da ist es nun aufgehoben.“. Bräckle hat ihm, dem Kind der Region, Oberschaben als „Weltraum“ eröffnet, bildweise, Bild um Bild.

Und er uns. Buch für Buch.

„Bücher eines Kindes“, so hat Peter Handke die ersten drei Romane Stadlers benannt. Bücher eines Kindes, auch wenn sie wissen: „Nie hebt er sich in den

Stand des Wissenden, des großen Erzählers; er bleibt bei dem, was er als Kind war, kritisiert sich als Kind; und es ist fast erschreckend, wie streng er nicht nur mit der Geschichte seiner Gegend ist, sondern vor allem mit sich selber“, schreibt Handke. – Ich hoffe nur, dass der Mühlinger Leserbriefschreiber heute anwesend ist. Er hat ja einiges von der „Poetologie“ Stadlers erfasst, wenngleich, so scheint mir, nicht zu Ende gedacht...

Wir aber leben gerne mit dem Stadler'schen Schrecken, den Handke konstatiert, mit Stadlers biografischen Märchen. Wir loben. Wir ehren ihn. Und heute mit dem Bodensee-Literaturpreis. Dieser Akt war überfällig.

Wenn Ernst Bloch sagt, das Glück sei immer woanders. Dann sage ich heute – er hat Unrecht. Arnold Stadler ist ein Glücksfall für die Literatur und er ist ein Glücksfall für die Region. Und er ist da. So nomadisch er lebt, leben muss, er kehrt immer wieder zu seiner Futterstelle zurück. „Es ist die *conditio humana* eines Menschen, der heimatlos geworden ist“. So hat er es selbst in einem Gespräch gesagt.

Warum einer schreibt, meine Damen und Herren, ist eine Frage, die gar nicht so trivial zu beantworten ist, wie sie vermuten lässt. Warum einer weiterschreibt, obwohl aus der Lust eine Last geworden ist, ist eine Überlegung, auf die gar keine Antwort zu erwarten ist. Der Untergeher Robert Walser – weder verwandt noch verschwägert mit dem Nußdorfer Kollegen – konnte sich vom Schreibzwang nur befreien, in dem er sich selbst entmündigte. Aber selbst in der Herisauer Anstalt führte er stets ein Bleistiftende und eigens zugeschnittene Zettel in der Westentasche bei sich, um das eine oder andere aufzuschreiben.

Die Schriftstellerei ist offenbar ein Geschäft, von man sich nicht ohne weiteres lösen kann. Der andere, der Nußdorfer Walser spricht von „Lebensart“, die gibt man nicht so einfach auf. Aber ihre „Lebensart“ müssen sich Schriftsteller teuer erkaufen. Lassen Sie sich von Stadler erzählen, wie viel Geld er in diesem Jahr mit seinen Büchern und Lesungen Erlöst hat. Ich weiß es. Es ist ein Nasenwasser.

Das alles will sagen: Solche luzide, von der Sprache ausgehende Literatur wie Stadlers ist heute mehr denn je auf Unterstützung angewiesen. Wären da nicht Literaturpreise, wie der der Stadt Überlingen, sie würde verschwinden...

Mein Dank geht daher – als Mitglied der Jury – auch an die Stadt Überlingen und ihre Repräsentanten. Dass die Dotierung – 5000 Euro – nicht das Maß aller Dinge darstellt, im Ranking der Literaturpreise weit unten steht, das wissen wir alle. Aber vielleicht, sehr geehrte Damen und Herren des Gemeinderats, macht ihnen diese Kulisse Eindruck: die Kultur in Überlingen lebt. Und vielleicht ergänzen sie das Preisgeld beim nächsten Mal wenigstens um die Inflationsrate...

Meine Damen und Herren, ich habe mein zeitliches Limit überzogen. Das war so geplant. Ich entschuldige mich trotzdem...

Arnold, dir gratuliere ich von ganzem Herzen!

Dankeschön!